Morgen-Ausgabe
. 105. — 55. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Zweites Beiblatt
Sonntag, 3. März 1907

irkungen der „Polizeistunde" in Berlin.

Ich habe nun schon — so schreibt uns ein alter Leser mit Bezug die Beklemmungen des Abgeordneten v. Schuckmann — yrere Male die plötzliche Einführung der sogenannten „Polizei- de" in Berlin erlebt; es dürfte daher nicht nur für Ihre er, sondern ganz besonders auch für die dabei maß- enden Kreise von Interesse sein, zu ersehen, was aus ser Obstruktion, dieser Abschnürung des öffentlichen Lebens smal geworden ist —: ein klägliches, ein beschämendes sko derer, die da meinten, alle Staatsweisheit allein mit Löffeln essen zu haben, und die unter dem Worte „regieren" nichts weiter verstehen scheinen, als ein fortwährendes Zügeln der freien enstätigkeit geistig gesunder und tatkräftiger Bürger.

Um das Jahr 1850 bekam plötzlich die damals herrschende muckeri- Strömung in den oberen Regionen den Einfall, nicht nur alle Restau- ionen und Schanklokale, sondern auch alle anderen Geschäfte mit ensmitteln während der Kirchstunden streng zu schließen. Es ist daher n Wunder, daß sich bei den Berliner Hausfrauen und Müttern die ilch der frommen Denkungsart in „gärend Drachengift" wandelte, s sie die Bäcker- und die Milchläden, die Materialwarenhandlungen, Schlächterläden 2c. geschlossen fanden, aus denen sie sonst die hrungsmittel zu entnehmen gewohnt waren. Die Folge war ein r merkliches Nachlassen des Kirchenbesuches, den man ade durch diese scharfe Maßregel zu verstärken gehofft hatte, und ein tschwellen der freireligiösen Bewegung. Man sagte eben, daß man nach einem alten Bibelworte „Gott nicht nur auf dem rge Nebo, sondern auch in Samaria verehren könne, daß man o, um ein guter Christ zu sein, nicht in die Kirche laufen müsse, dern auch zu Hause im Kämmerlein oder wenn nicht vormittags, doch auch des Nachmittags in die Kirche gehen könne. Als man s Verkehrte dieser einschneidenden polizeilichen Maßregel einsah, rde sie nicht etwa so, wie sie ergangen war, öffentlich wieder auf- hoben, sondern es wurde auf ihre Durchführung kein Wert mehr legt; die Schutzlente drückten beide Augen zu, und bald war von eser Art „Sonntagsheiligung" nicht mehr die Rede.

In der achtziger Jahren zwang plötzlich eine Polizeiverordnung le diejenigen Tanzlokale, in denen die Halbwelt sich bis in die orgenstunden amüsierte, um 12 abends zu schließen. Dadurch rden um diese Zeit, wo die aus Theatern, Restaurants und Ver- nmlungen kommenden Bürger die Straßen füllten, plötzlich nze Horden von Dirnen mit ihren Zuhältern unter die iedlichen Passanten hineingetrieben; diese ohnehin schon fährlichen Elemente ließen nun ihre Wut über den ühen Schluß ihres Vergnügens an den unschuldigen und rmlosen Passanten aus, die ihnen in den Weg kamen. Wohl hatte e Polizei beim Ausgange aus diesen Lokalen ihre ganze Machtfülle r Unterdrückung etwaiger Ausschreitungen aufgeboten, aber keine ndert Schritte weit von den Hütern des Gesetzes entstanden schon rrempelungen auf die ruhigen Passanten, die, wenn sie nicht still- hweigend hingenommen wurden, nicht selten mit Stockhieben und lesserstichen ergänzt wurden.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Bürgerschaft. lan sah denn auch bald ein, daß diese Maßregel die verkehrteste war, die man hatte ergreifen können.

Herr v. Schuckmann aber, der die Berliner wie Schulbuben m 10 Uhr oder noch früher ins Bett schicken will, scheint icht zu wissen, daß das Parlament selbst öfter aran schuld ist, wenn viele Leute erst sehr spät zur achtruhe gelangen. Wie oft kommt es nicht besonders egen das Ende der Etatsberatungen und gegen das Ende der Sessionen im Land- und im Reichstage vor, daß Abendsitzungen u Hilfe genommen werden müssen, damit die Arbeiten zur rechten Zeit fertig werden! Da müssen denn nicht nur die Parlamentarier, sondern auch die Stenographen und die zahlreichen Journalisten nicht selten bis über Mitternacht hinaus dort arbeiten, und es kann 1 Uhr werden, ehe sie auf die Straße kommen. So erinnere ich mich einer Parlamentssitzung, die erst nach ½1 Uhr nachts endete, trotzdem sie schon um 8 Uhr abends begonnen hatte. Da ich in einer nördlichen Vorstadt wohnte, so mußte ich schon um 7 Uhr zu Abend speisen, um zum Beginn der Sitzung in der Leipzigerstraße sein zu können. Natürlich hatte ich schon um 12 wieder Hunger, und ich suchte daher um 1 Uhr mit Eifer auf der Straße nach einem Restaurant, wo ich meinem inneren Menschen zukommen lassen konnte, was ihm gehörte. Das Büffett in unseren Parlamenten wird bei Abendsitzungen entweder überhaupt nicht geöffnet oder so zeitig geschlossen, daß sofort nach Schluß der Sitzung, wo Stenographen und Berichterstatter noch zu tun haben, schon die Lampen dort verlöschen. Aber so sehr ich auch forschte und blickte, keine Laterne zeigte mir ein Lokal. Zu dem Hunger kam der moralische Ingrimm über die eben verhängte Polizeistunde, kraft deren wieder alle Exquickungsorte spätestens um 12 Uhr schließen mußten. Ich mußte nun an meinem eigenen Leibe erfahren, daß der deutsche Staatsbürger in den Augen und den Händen der Polizei nicht mehr gilt als ein unmündiger Schulknabe, den man nach Belieben ins Bett schickt, und der nicht einmal seinen Hunger stillen darf, wenn es die hohe Staatsweisheit der Polizei so verlangt! Ich schritt immer spähend weiter nach dem Norden zu. Endlich wurde mir Hilfe in der Not. Ein Restaurateur dicht neben der Tonhalle öffnete eben, als ich dort vorbeiging, seine verschlossenen Außenpforten und blickte scheu nach beiden Seiten aus, ob die Luft genügend rein sei, um einige noch bei ihm weilende Gäste unbemerkt hinauslassen zu können. Dies geschah, und ich benutzte diese Gelegenheit, um in das Lokal hineinzuschlüpfen. Der Wirt hat mich freilich, ihm nichts mehr abzukaufen, aber da gerade ein Schutzmannshelm in der Ferne zu blinken schien, machte er schnell seine Außentüren wieder fest zu, und ich war auf diese schmuggelartige Weise dazu gelangt, wenigstens meinen grimmigsten Hunger mit einem belegten Butterbrote und einem Glase Bier stillen zu können!

Es ist sicher vielen majorennen und dispositionsfähigen Leuten so ergangen wie mir. Mit ihrem Magen empörte sich auch ihr Mannesstolz gegen eine derartige Behandlung, die sich mit dem Bewußtsein, Bürger eines Rechtsstaates zu sein, recht schlecht verträgt. Wie viele Menschen sind nicht in einer Weltstadt darauf angewiesen, die Nacht zum Tage zu machen oder sie wenigstens mit zu Hilfe zu nehmen! Ein Bewohner des platten Landes wie Herr v. Schuckmann kann daher gar nicht mitreden. Er sollte lieber erst tiefer in das Volksleben der Großstadt einzudringen versuchen, ehe er über Dinge redet, die er nicht versteht und nicht begreift!

LOKALES

„Oculi, da kommen sie", beginnt der altbekannte Jägerspruch über die Ankunft der Schnepfen zu Freud und Lust der Schützen, die die Flinte nun wieder in Aktion bringen dürfen. Da der Sonntag Oculi, der im vorigen Jahre auf den 18. März fiel, diesmal bereits auf den heutigen 3. März, also zwei Wochen früher trifft, so wird die Rechnung bezüglich der Ankunft dieser Frühjahrsgäste nicht ganz stimmen, wenigstens insofern nicht, als ihr Kommen Norddeutschland betrifft.

Wir sind es gewohnt, die ersten wiederkehrenden Vögel als Frühlingsherolde, wie auch ihre Vorläufer freudig zu begrüßen. Als solcher gilt seit alter Zeit für den Kuckuck der Wiedehopf (Weidenhüpfer), der im Volksmunde auch Kuckucksküster heißt, während die Bachstelze das Erscheinen der Schnepfen am Wiesengraben, am Bruch und Sumpfe wie am nassen Waldrande signalisiert.

Die Schnepfen sind Allerweltsvögel, die man in Europa und Asien, soweit Wald und Sumpf vorhanden sind, ziemlich gleichmäßig zahlreich antrifft. Im Herbst wandern die europäischen Waldschnepfen in das nördliche und mittlere Afrika, während die asiatischen nach Ostindien und weiter südlich ziehen. In milden Wintern bleiben von unseren Schnepfen manche Paare zurück, lagern an geschützten Stellen in offenen Sümpfen und Brüchen und heißen deshalb in der Jägersprache „Lagerschnepfen". Charakterisiert sind die Schnepfen durch den langen, dünnen, weichen und rundlichen Schnabel ohne scharfe Ränder, durch die großen, am Kopfe weitzurückliegenden Augen, deren Stellung ihnen ein sonderbares, unheimlich-geisterhaftes Aussehen gibt. Mehr Nacht- als Tagvögel, sind sie dem Lichte abhold, halten sich bei Sonnenschein verborgen und schießen aufgeschreckt, in reißendem Zickzackfluge davon, um bald wieder einzufallen. Statt des sanften Flötentrillers der ihnen verwandten Regenpfeifer und Wasserläufer hört man von ihnen wenig mehr als Knurren und Knarren, wie man es sonst nur von Fröschen zu vernehmen gewohnt ist. Düster wie der Sumpf und Bruch, ist auch ihr Federkleid, in dem sie sich von der Umgebung kaum merklich abheben, so daß sie dem ungeübten Auge verborgen bleiben. Das lockere Gefieder, die Stellung der Augen, die nächtliche Lebensweise, der sonderbare Flug, hauptsächlich die Folge des fast fehlenden Ruders für das Schwimmen in der Luft, des wenig entwickelten Schwanzes, verleiht den Schnepfen etwas Eulenhaftes, weshalb eine gewisse Art auch als „Eulenkopf" angesprochen wird.

Naturhistorisch ist in Europa eigentlich nur eine Schnepfenart heimisch, doch unterscheiden die Jäger deren zwei: die große Waldschnepfe oder den Eulenkopf und die kleinere Stein- oder Dorfschnepfe, die auch Blausuß genannt wird. Das Verhältnis zwischen beiden Formen ist ungefähr dasselbe, wie es zwischen unseren Haushühnern und den freilebenden Zughühnern besteht. Bald nach ihrer Ankunft beginnen die Schnepfenmännchen an windstillen Abenden über Waldwiesen oder am Waldrändern, die mit Niederholz bestanden sind, zu streichen, das heißt den Balzflug auszuführen und dabei einen harten Ton auszustoßen, der wie „Pfiep" klingt, und dem der Paarungsruf folgt, der aus eigenartig dumpfen Tönen besteht und in der Jägersprache Murksen oder Quarren heißt. Von den Waldschnepfen unterscheiden sich die Sumpfschnepfen durch den längeren Schnabel und die höheren Ständer. Sie scheinen teilweise stumm zu sein. Sumpfschnepfen sind die Bekassinen, Heerschnepfen oder Himmelsziegen, deren Männchen zur Balzzeit hoch in die Luft aufsteigen und dabei liebkosartig gaukelnde Flugspiele ausführen. Während des Schwenkens in der Luft vermögen sie durch Vibrieren der Schwanz- und Schwungfedern ein sausendes Geräusch hervorzubringen, das annähernd dem Meckern junger Ziegen gleicht und wonach die Bekassine „Himmelsziege" genannt wird. Zu den Schnepfenvögeln zählen endlich noch die Kampfläufer oder Kampfhähne, deren unblutige Hochzeitstourniere hoch ergötzlich sind. Zur Paarungszeit finden sich die Männchen an Moorwiesen zusammen, auf denen sie wie Hähne Kampfspiele aufführen, in denen sie der dichte Federkragen an Hals und Brust gegen Hiebe und Stiche der als Fechtdegen wirkenden Schnäbel schützt. Noch vor einigen Jahren brüteten Kampfläuferpaare im Grunewald, wo sie jetzt aber fast vertrieben sind.

Ein Motiv.

Skizze

von [Nachdruck verboten.]

Max Warwar.

Unglücklich war der Dichter; sehr unglücklich! Mit ihm trauerte in seinem ärmlichen Heim die kleine Kläre. Sie war eins von jenen einfachen Mädchen, die, weniger mit Logik und „Verstand" begabt als mit Gemüt und Seelentiefe, die suggestive Kraft eines „Höherstehenden" unbewußt verehren und in ihrer Liebesfähigkeit die Freuden des Erwählten mit zu feiern und seine Schmerzen mit zu leiden imstande sind.

Auf den Dichter fiel oft ein Strahl dieser hingebungsvollen Liebe, die seinem selbstgefälligen Egoismus in den Stunden, da er Erholung brauchte, wohltat, die er aber in seinem ästhetischen Hochmut in ihren Tiefen nicht erkennen konnte. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, „die Liebste" in ihren Seelenregungen zu belauschen und ihr die Zunge zu lösen.

Kläre erschien ihm stets „dumm" und „naiv"; verstand sie doch von den vielen „hohen" und „tiefen" Dingen, mit denen er sein grübelndes Hirn marterte, nichts. In der Tat konnte sie ihm in den Stunden der Erregung und Forschung, wo er litt, nicht helfen, obwohl sie ihm gerade dann gern einen Strahl ihrer Liebe gespendet hätte. Aber sie „verstand" nicht, und dann war sie ja auch so „dumm" und „naiv" und mit ihren Fragen und trostreichen Worten dem „nachdenkenden" Dichter nur störend im Wege.

Kläre litt, wenn der Dichter arbeitete; er war dann maßlos nervös, überreizt und ungenießbar. Heute war er besonders unglücklich und aufgeregt. Ein Motiv zu einer Arbeit, die er zu liefern übernommen hatte, ließ sich nicht finden. Nervös lief er in dem kleinen Zimmer, eine Zigarette nach der anderen rauchend, umher.

Kläre blickte wie immer ängstlich auf den Geliebten, den Augenblick einer ruhigeren Stimmung erwartend, der ihr dann auch einen zärtlichen Blick brachte.

„Das Motiv, das Motiv!" stöhnte der Dichter und schlug sich mit der Hand an die Stirn.

„Und worüber willst du heute schreiben?" wagte Kläre schüchtern zu bemerken.

„Kläre! Frage nicht so töricht," erwiderte der Dichter.

„Aber Ernst!"

„Wie oft habe ich dir gesagt, daß du von meinen Dingen nichts verstehst!" Des Dichters Stirn zeigte scharfe Falten.

Kläre fühlte, daß ihr Geliebter heute besonders litt, deshalb scheute sie sich nicht, ihre Teilnahme hervorragender zu betätigen. „Das Thema ist wohl heute besonders schwierig?" fragte sie, indem sie freundlich seinen Arm ergriff, um ihn sanftmütiger zu stimmen.

„Der Teufel soll das Schreiberhandwerk holen! — Es reibt mich auf! Und dazu noch auf Bestellung. Da kommt nichts aus dem Herzen. Es ist alles so gesucht, so unerlebt und erfunden; schließlich kommt man dabei noch um seinen seelischen Selbstgenuß!" erwiderte der Dichter, scheinbar ruhiger.

„Aber Ernst, das brauchst du ja gar nicht zu tun, schreibe doch wie stets vom Herzen fort, weißt du, so von der Leber weg, pflegte Mutter zu sagen. Wozu willst du dich quälen!" warf Kläre ein, und ihr schönes, blasses Gesicht, von reichem, blondem Haar umrahmt, erhielt einen freudigen Ausdruck, da sie annahm, daß der Geliebte einer Inspiration ihrerseits zugänglich sei.

„Kläre, du bist und bleibst naiv in solchen Dingen. Als ob das so eine Kleinigkeit wäre, von der Leber weg schreiben, wenn man nur eine bestimmte Direktive, nicht aber das Motiv, um das sich die Handlung dreht, besitzt. Und dann erst die Pointe, den Knalleffekt dieser Handlung, die muß ich, der Dichter, erst erfinden."

„Ein schwere Arbeit," seufzte Kläre.

„Ja, eine schwere Arbeit," fluchte der Dichter und lief im kleinen Zimmer so wild umher, daß er das Kaffeegeschirr, das infolge Mangels an Schränken auf dem Boden stand, umstieß und die Scherben am Boden lagen.

„Auch das noch!" murmelte er und wurde immer nervöser.

Kläre mußte jetzt lachen; sie sammelte die Scherben und meinte scherzend: „Ernst, das bedeutet Glück. Das Motiv wirst du bald finden!"

„Laß deine närrischen Einfälle, sie machen mich nur noch kopflöser; Porzellanscherben und das Motiv zu einer Skizze über „Verletzte Liebesgefühle", — wie reimt sich das zusammen?"

„Also über Liebe sollst du schreiben? Ja, Ernst, das kann doch für dich, den Verliebten, nicht schwer sein. Denke doch einmal über unsere Erlebnisse nach, da wird sich schon manches finden lassen," warf Kläre ein. Mit fröhlichem Gefühl, dem Dichter bei der Arbeit geholfen zu haben, sammelte sie den Rest der Scherben auf und legte sie beiseite.

„Erstens handelt es sich um „Verletzte Liebesgefühle" und dann prostituiere ich mich nicht," höhnte der Dichter.

Kläre verstand ihn nicht recht. „Darf ich vielleicht helfen? . . . ."

„Dazu beitragen, das Motiv meiner Erörterungen zu finden?" rief der Dichter und ein Hohnlachen begleitete seine letzten Worte.

Kläre fühlte sich verletzt und schwieg.

Der Dichter zündete eine neue Zigarette an und sah zum Fenster hinaus.

Kläre sah abermals mitleidig zu ihm auf und versuchte nochmals schüchtern eine Bemerkung zu machen, als wollte sie ihn ermuntern und erinnern helfen.

„Ernst, erinnerst du dich noch der Szene im vorigen Sommer, wo du einer geringfügigen Aeußerung meinerseits . . ."

Diese Erinnerung verletzte das beleidigte Gefühl des Dichters, der unangenehmen Erinnerungen aus „ästhetischen Prinzipien" aus dem Wege ging, und nicht ahnte, worauf Kläre schüchtern hinauswollte.

Er schlug mit solcher Wucht auf den aus einer überdeckten Kiste bestehenden Arbeitstisch, daß ein Brett krachend in den Innenraum fiel.

„Ich ersuche dich jetzt zum letzten Male, deine Einwendungen einzustellen; sie stören mich in meinen Gedanken. Das kommt aber nur von der Rücksichtslosigkeit des ungebildeten Mädchens, das die „feinen Linien einer Dichterseele" nachzufühlen nicht imstande ist, klang es steif von den Lippen des Dichters.

Kläre erschrak über die ungestüme Art ihres Liebsten; sie setzte sich still in die Ecke und weinte leise. So schrecklich lieblos war der Dichter noch nie zu ihr gewesen. Sie ging so weit, unter heimlichen Tränen die Liebe zu verwünschen, die heute trennend ihre Flügel zwischen die Liebenden hielt.

Der Dichter warf in seinem Grübeln einen Blick zur Seite, der Kläre traf.

„Aha!" wütete er weiter, „sieh' nur einer das Plärren einer Naiven an, als ob ich sie geschlagen hätte. Soll ich jetzt etwa, anstatt nachzusinnen, den tröstenden Liebhaber spielen für eine naive Seele, die in ihrer Beschränktheit „Extase der Dichterleidenschaft" für Beleidigung hält?"

Kläre verstand mit ihrer feinen Mädchenseele, daß in diesen Worten ein gedämpftes Reuegefühl lag. Sie kam dem Liebhaber zuvor, und wie viele weibliche empfindsame Herzen umkleidete sie jetzt ihre Gefühle mit dem Mantel einer wohlwollenden Notlüge, um den Liebsten nicht zu kränken.

„Ich weine nur, weil du mir leid tust; und weil ich dich lieb habe, schmerzt es mich, dich so leiden zu sehen." Und sie trat zu ihm, sich an ihn anschmiegend.

„Laß mich jetzt mit dem Liebesgeländel in Ruhe; erst schluchzen, dann tändeln. So seid ihr Weiber!"

„Ernst, sei nicht hart!"

„Der Dichter muß hart bei der Arbeit sein; sie ist sehr ernst zu nehmen. Und zumal, wo ich über „Verletzte Liebe" zu schreiben habe. Das ist nicht so einfach zu erfinden. Ach, hätt' ich nur erst das Motiv, das Motiv!" stöhnte der Dichter, und er schlug ein großes Buch auf und begann darin die „Psychologie der Liebe" zu studieren.

Ein fortwährendes Stöhnen und Aechzen begleitete sein Studium, und so wild blätterte er in dem Buche, daß er mehrere Male die Seiten einriß.

Kläre nahm ihre letzten Kräfte zusammen, da sie sah, daß der Dichter keinen Erfolg beim Studium zu verzeichnen hatte. Nochmals trat sie zu ihm.

„Ernst, bitte, höre mich noch einmal ruhig an. Sollte sich dein Motiv — ich glaube, du meinst damit wohl die Ursache und Wirkung von gekränkter Liebe — nicht anders als aus Büchern finden lassen?"

„Unverschämte, du willst mich wohl schulmeistern, und höhnst mich noch dazu, wo du siehst, daß ich mir redliche Mühe gebe, das Motiv zu finden?" brüllte der Dichter in seiner aufgeregten Weise, so daß die kleine Kläre zu zittern begann, und ihr die Tränen von neuem aus den Augen rannen.

„Du bist lieblos zu mir," kam es aus ihrem Munde, und mit dem Taschentuch bedeckte sie die schönen Augen, die durch die Tränen nichts von ihrem Glanze einbüßten.

„Das wird ja immer schöner!" schrie der Dichter, und seine Haarmähne umflackerte wild sein zorniges Gesicht.

„Ich mühe mich ab, damit du leben kannst und dein tägliches Brot hast, und schließlich wirfst du mir noch Lieblosigkeit vor."